

28]

(Nachdruck verboten.)

Im Kampf für Rußlands Freiheit.

Es war gegen neun Uhr abends, Anna Michailowna saß am Tisch und unterhielt sich mit ihrer Schwester, der Arzt las und beteiligte sich ab und zu an unseren Scherzen. Ich hatte den Korb mit den Drucksachen in ein anderes Zimmer getragen und einen großen Koffer herangeschleift. Da öffnete sich die Tür ein wenig, und die Köchin sagte zum Arzte: „Herr, es wird nach Ihnen gefragt.“

Sie hatte noch nicht geendet, als ein Gendarm erschien und sagte: „Bitte, bleiben Sie alle ruhig sitzen. Sofort erscheint der Offizier.“

Mit schnellen Schritten trat ein ganz blutjunger Gendarmerieoffizier herein, schaute uns alle an, ging auf Anna Michailowna zu und sagte:

„Sie sind Anna Michailowna. Nicht wahr? Wie ist Ihr Familienname?“

Sie antwortete ruhig: „Ich heiße Sokolowa.“

„Ist das Ihre Photographie?“ fragte er und zeigte ihr ein Bild.

„Ja“, antwortete sie.

Es war ganz still. Keiner von uns hatte sich nach dem Erscheinen des Gendarmen gerührt. Ich stand am Koffer, Abramoff lehnte an der Tür zum anderen Zimmer, der Arzt schaute erschreckt von seinem Buche auf und sprang dann plötzlich auf. Die Schwester Anna Michailownas war bleich und zitterte. Nur meine Freundin war gefaßt und ruhig. Sie lächelte sogar.

„Wem gehört diese Wohnung?“

„Wir“, antwortete der Arzt.

„Sie heißen Nikolajeff und sind hier am Semstwo als Arzt angestellt?“

„Ja“, kam es zitternd heraus.

„Haben Sie einen Bruder, Vetter oder Verwandten, der Iwan Petrowitsch oder Nikolai Michailowitsch heißt?“

„Nein“, antwortete unser Wirt.

„So. Danke.“

„Ich erkläre Sie für verhaftet!“ wandte sich der Offizier an Anna Michailowna. „Jetzt habe ich eine Haussuchung vorzunehmen und bitte Sie, Herr Doktor, mir die Sachen, die Ihrer Schwägerin gehören, zu zeigen.“

Wir alle folgten dem Offizier, der in Begleitung von zwei Gendarmen in das andere Zimmer ging.

Einen Moment blieb er vor dem Korbe, wo die Drucksachen lagen, stehen. Ueber den Broschüren lagen zwei Paar Weinkleider von mir.

„Wem gehört dieser Korb?“, fragte der Offizier.

Ich antwortete ruhig, daß er mein Eigentum sei.

„Entschuldigen Sie. Da brauche ich nicht nachzuschauen.“

Und er ging weiter. Die Haussuchung dauerte über anderthalb Stunden. Unter den Sachen von Anna Michailowna wurden noch einige gedruckte Broschüren und Manuskripte vorgefunden; das alles wurde ins Wohnzimmer gebracht.

Der Gendarmerieoffizier setzte sich hin und schrieb das Protokoll. Abramoff und ich versuchten ein paarmal mit Anna Michailowna zu sprechen. Jedesmal wurden wir von dem Offizier unterbrochen.

„Ich verbiete Ihnen, mit der Verhafteten zu reden. Bitte, meine Herren, ziehen Sie sich zurück!“

Als das Protokoll geschrieben war, sagte der Offizier: „Ich bitte alle, zu unterschreiben.“

Ich war im Moment unschlüssig, mit welchem Namen ich unterzeichnen sollte. In meiner Seitentasche hatte ich zwei Pässe. Der Offizier konnte ja verlangen, daß ich ihm den Paß vorzeigte. Welchen sollte ich benutzen? Hinausgehen durfte ich nicht, so setzte ich auf gut Glück einen der beiden Namen darunter.

„Von wo ist der Herr?“ fragte der Offizier den Arzt.

„Der Herr, — der — Herr — ist aus — Kasan . . . er studiert dort“, gab der Arzt stotternd zur Antwort.

„So“, meinte der Offizier.

Abramoff mußte gleich nach mir das Protokoll unter-

schreiben und was wir gefürchtet hatten, trat ein — er unterschrieb Iwan Petrowitsch Abramoff.

Als die ersten zwei Namen auf dem Papier standen, stutzte der Offizier einen Moment und fragte den Arzt:

„Woher ist dieser Herr?“

„Er ist aus Kasan. Er ist Mediziner, und ich habe ihn als meinen Assistenten für die Sommerferien engagiert.“

„Hm! Aus Kasan ist er, sagen Sie. Dann stimmt es nicht mit meiner Ordre. Ich glaubte, er wäre aus dem Süden. — Sind die Pferde fertig?“ fragte der Offizier den Gendarmen.

Totenstill war es im Zimmer. Der Offizier zog ein Etuis heraus, steckte sich eine Zigarette an, drehte sich auf dem Absatz um und schaute jeden einzelnen an.

„Ich verstehe, wie unangenehm die Angelegenheit Ihnen sein muß“, wandte er sich an den Arzt. „Sie können ja nichts dafür, daß Ihre Schwägerin sich mit Sachen abgibt, die für eine Dame absolut nicht passen.“

„Herr Offizier, ich verbitte mir Moralpredigten!“ sagte Anna Michailowna. „Sie haben mich verhaftet, haben aber kein Recht, mir direkt oder indirekt Vorwürfe zu machen. Ich weiß selbst, was ich zu tun habe.“

„Pardon, so habe ich es ja auch gar nicht gemeint“, erwiderte der Offizier und errötete. Der Gendarm erschien und meldete, die Pferde ständen bereit. „Bitte, mein Fräulein“, wandte sich der Offizier an Anna Michailowna. „Ziehen Sie sich an, die Gendarmen werden Ihnen helfen.“

„Kann ich denn nicht wenigstens Abschied von meiner Schwester nehmen?“ fragte die Frau des Arztes. „Ja, aber Sie dürfen ihr nichts zusteden.“ Unter den scharf beobachtenden Blicken der beiden Soldaten und des Offiziers nahmen die Schwestern von einander Abschied. Der Offizier machte eine Verbeugung. Der Arzt begleitete ihn noch auf die Treppe hinaus. Wir hörten, wie die Schellen der Pferde klirrten; als wir hinaus kamen, sahen wir nichts mehr.

Abramoff stürzte plötzlich davon, ohne ein Wort zu sagen. Ich kehrte in das Zimmer zurück, der Arzt lief aufgeregt auf und ab und räsonnierte.

„Diese Schande! Diese Leute! Was man alles erleben muß! Siehst Du, so ist Deine Schwester. Weinacht wären wir selbst arretiert worden.“

„Beruhigen Sie sich“, sagte ich zu ihm. „Wir reisen spätestens morgen früh, vielleicht gelingt es uns, sogar gleich Pferde zu erhalten. Wir haben Ihnen nicht absichtlich Unannehmlichkeiten bereitet. Das ist ein Unglück, das jeden von uns treffen kann.“

Abramoff kehrte zurück und sagte aufgeregt: „Ich war bei dem Bauern und habe ihm gesagt, er solle sofort anspannen. Wir müssen gleich reisen.“

Ich beruhigte ihn. Wir packten schnell ein paar Sachen zusammen. Der Arzt fragte: „Was soll ich denn mit diesem Schund, diesen Drucksachen, machen?“ „Was Sie wollen“, antworteten wir.

Auf einmal trat Abramoff dicht an den Arzt heran und sagte zu ihm: „Sie haben sich wie ein ganz gemeiner Feigling benommen! Sie haben vor dem Gendarmen gezittert, wie ein Hund. Wenn Sie nicht Angst gehabt hätten, ich würde Ihnen eine Kugel durch den Kopf jagen, so hätten Sie uns womöglich noch verraten.“

Der Arzt antwortete ruhig: „Ich habe Sie aber doch gerettet, indem ich sagte, Sie beide wären aus Kasan. Das ließ in dem Offizier keinen Verdacht aufsteigen.“

„Ach was! Reden Sie nicht“, antwortete Abramoff. Er murmelte noch etwas Unverständliches, ging ins andere Zimmer und trug einen Koffer auf den Flur hinaus. Ich ging ihm nach und sah, wie er in die Dunkelheit hinausspähte.

„Die Pferde werden schon kommen“, sagte ich zu ihm.

„Beruhigen Sie sich, lieber Freund.“

„Ach, beruhigen! Beruhigen“, erwiderte er. „Ich kann mich nicht beruhigen!“

Er nahm meine Hand und presste sie an sein Gesicht. — er weinte. Wir standen eine Weile still da, und ich streichelte ihm sanft den Kopf.

Der Wagen fuhr vor, und wir luden unser Gepäck auf, verabschiedeten uns herzlich von der Schwester von Anna

erzählt uns hier von denkenden Pflanzen, und wieder weiß er Neues in reizvollster Weise zu melden. Naturforscher und Dichter — beide sind an scharfe Beobachtung der Dinge gewöhnt; sind nun alle zwei in einem, so müssen die Bilder, die der eine uns vorzaubert, durch die Kenntnisse des zweiten noch anziehender werden. So ist es denn auch mit dem neuesten Buche von Maurice Maeterlinck. Diese Aufschrift freilich trägt; es ist in dem Werke nicht bloß von Blumen, vom Pflanzenleben die Rede, man möchte sagen, wie in einem Kaleidostop entstehen die verschiedenartigsten Denkgemälde vor uns. Eine Sammlung von Studien ist es, die der Genetische Dichter uns darbietet. Neben der köstlichen, wunderfeinen Skizze: „Das Denken der Blumen“ enthält das Buch noch gar vielerlei: „Düfte“, „Anruhe unserer Moral“, „Ueber König Lear“, „Kriegsgötter“, „Das Maß der Stunden“, „Unsere soziale Pflicht“, „Unsterblichkeit“. Geben wir Maeterlinck das Wort zu einigen Sätzen aus seiner Blumenstudie:

„Die Wasserpflanzen können wir nicht verlassen, ohne an das so überaus romantische Leben einer von ihnen zu erinnern. Die bekannte *Callisneria*, eine Hydrocharidee, hat eine Hochzeitsfeier, die die traurigste Tragödie der Liebesgeschichte der Pflanzen ist. Die *Callisneria* ist ein recht unbedeutendes Gras und hat nichts von der Anmut der Lotusblume oder gewissen haarfeinen Meeresspflanzen. Aber man kann sagen, daß die Natur sie sich ausgesucht hat, um in ihr einen schönen Gedanken zu zeitigen. Das ganze Dasein der Pflanze vollzieht sich am Grunde der Gewässer in einer Art Halbchlaf, bis zur Hochzeitsstunde, wo sie ein neues Leben beginnt. Die weibliche Blüte wickelt ihren langen in eine Schraube gedrehten Stiel auf, sie steigt hinan, sie taucht empor, sie treibt auf der Fläche des Teiches und breitet sich aus. Von der Nachbarstelle aus sehen sie die männlichen Blumen durch das sonnendurchstrahlte Wasser; auch sie erheben sich nun und steigen voller Hoffnung empor zu ihr, die da oben schwebt, sie erwartet, sie in eine zauberische Welt hinaufzuziehen. Aber auf halbem Wege fühlen sie sich plötzlich zurückgehalten; ihr Blütenstengel, die Quelle ihres Daseins, ist zu kurz. Niemals werden sie an das Licht hinaufgelangen können, dahin, wo allein die Vereinigung von Staubfäden und Stempel sich wird vollziehen können. Gibt es in der Natur eine grausamere Prüfung? Man denke an das Drama dieser Sehnsucht, an das Unerreichbare, das man schon berührt, dies durchsichtige Verhängnis, das Unmögliche ohne sichtbares Hindernis! Es wäre unlösbar wie unser eigenes Drama auf dieser Erde: aber siehe da, es mischt sich etwas Unerwartetes darein. Gatten die Männchen eine Vorahnung ihrer Enttäuschung? Tatsache ist, daß sie in ihrem Herzen eine Luftblase verborgen haben, wie man in seiner Seele den Gedanken einer verzweifeltsten Befreiung einschließt. Es scheint, als zögerten sie einen Augenblick, dann mit einer großartigen Anstrengung — es ist das Uebernatürliche, was ich aus den Feiern der Insekten und Pflanzen kenne —, um sich zu ihrem Glücke emporzuerheben, zerreißen sie freiwillig das Band, das sie mit dem Dasein verknüpft. Losreißen sie sich von ihrem Stengel und in einem einzigen unergleichlichen Schwunge, während heitere Wasserperlen sie umspringen, steigen sie empor und ihre Blütenblätter zerplatzen auf der Oberfläche der Flut. Todesstund, aber strahlend und freigleiten sie zu Seiten der ahnungslosen Braut: Die Vereinigung vollzieht sich; die Opfer sterben dahin und treiben davon, die Gattin aber, schon eine Mutter, schießt ihren Blumenkelch, über dem noch der letzte Hauch schwebt; sie rollt ihre Schraubenfäden wieder zusammen und sinkt in die Tiefe zurück, um am Grunde die Frucht des heldenhaften Rufes zu reifen.

Man kann noch unendlich viele Beispiele anführen. Jede Blüte hat ihren Gedanken, ihre Art, ihre Erfahrung, die sie benützt. Prüft man ihre kleinen Erfindungen, ihr verschiedenes Vorgehen, so erinnert man sich an fesselnde Maschinenausstellungen, wo der mechanische Erfindungsgeist sich in all seinen Mitteln zeigt. Dieser aber stammt von gestern, der der Blumenmechanik arbeitet seit Jahrtausenden. Als die Blüte auf der Erde erwachte, hatte sie ringsumher kein Muster; alles mußte sie aus ihren eigenen Tiefen nehmen. Als wir noch bei der Keule waren, bei Bogen und Pfeil, als wir das Rad, Walze, Widder, Hebel erfanden, als — aber das war sozusagen voriges Jahr! — als unsere Meisterwerke ein Kataklyst, eine Uhr, ein Wehstuhl waren, hatten die Nadelbäume ihren Drehstamm, das Pedikularisakraut seine Becher mit Deckeln, wie für einen chemischen Versuch, seine springenden Federn, seinen Plan schiefer Ebenen. Und vor der Schiffschraube — es ist noch keine hundert Jahre her — da benutzten sie Horn und Linde seit dem Entstehen der Räumte. Wann werden wir einen Fallschirm oder einen Flieger erfinden wie den der Raiblume (*Taraxacum*)? Wann erfinden wir eine Feder, so kraftvoll wie die, die den Pollen des Ginsters in die Lüfte schleudert . . . ?“

So erzählt der Dichter in anregendster Weise so vielerlei. Es ist eine Lust, ihm zuzuhören. —

Kunst.

o. s. **Holländische Maler.** Eine charakteristische, reichhaltige Auswahl moderner holländischer Bilder stellt der Kunstsalon Schulte aus. Ein Ueberblick über die Kunst Hollands in der Gegenwart ist dadurch ermöglicht. Als allgemeines Kennzeichen: die Vorliebe für das Stille, das Intime, sei es in der Landschaft oder im Interieur.

Wie zart geben sie die unscheinbaren Reize einer anspruchslosen Landschaft, einer Landschaft der Ebene. Mit welcher Liebe und welcher Kunst! Die Liebe hält sie von effektiv vergrößernder Darstellung ab und führt sie zur Kunst hin; und zugleich

gibt sie ihnen auch im künstlerischen Fingerzeig, wo die Grenze zwischen seinem Kunstschaffen und raffiniertem Blendwerk mit Technik besteht. Sie bringen die großen Gegenstände in der Landschaft heraus, Ebene, Wald, Wolke und da hinein setzen sie, klein, unscheinbar eine Gestalt; eine Gestalt, die müde dahinschleicht, die vielleicht kaum recht sichtbar ist. Dadurch geben sie die Vorstellung der Unendlichkeit. Zart ergrünen am Hohlweg die Büsche; mit silbrig hellen, dünnen Zweigen stehen sie in der Luft. Eine Schafherde zieht den Weg herauf; das matte, gelbliche Licht liegt auf den Fellen. Vorn zieht der Hirt einher; er trägt eine dunkelblaue Jacke; dieses Blau ist das einzig Leuchtende. Sonst ist alles flimmernd, hell und zart. Das ist ein charakteristisches Motiv. Und auch das Motiv der Mühlen, das Rembrandt in seinen Radierungen benutzte, die entweder in dunklen, großen Umriffen aus der Ebene herausragen oder hell auf sonnebeschienenen Feldern stehen, die von blauen Flüssen durchzogen sind, wird mit Vorliebe verwandt. Man muß die Schlichtheit dieser Kunst bewundern. Zum Beispiel sehen wir da auf einem Walle ein langes Stück Land, mageres Gras auf hellem Sande; weiter nichts. Aber der Künstler hat etwas daraus gemacht, indem er den Himmel darüber mit aller natürlichen, lebendigen und wechselreichen Schönheit malte; und das Licht, das über den Sand und das dürre Gras hinspielt, verschönt dieses arme Stückchen Erde.

Von jeher war das Interieur die Domäne der Holländer. Die holländische Kunst des 17. Jahrhunderts schuf das Interieur erst, das von da ab vorbildlich wurde. Dämmerige Innenluft, aus der sich Gestalten undeutlich herausheben. Besonders fein ist da Bredelot, der breit und farbig aus dem Dunken, Braunen die Töne herausleuchten läßt, dabei zugleich alt und modern ist. In einer Reihe von Kinderstudien wird diese Art ins Freie übertragen. Weich und duftig leuchten die Farben aus den Schattentönen der grünen Winkel unter den Büschen. Das Zurückhaltende in den Effekten gibt dieser Kunst altmeisterliche Reife.

Israels, der auf Liebermann so entscheidenden Einfluß gewann, tritt unter diesen Künstlern in den Vordergrund. Er kommt von Rembrandt. Er hat dieselbe Vorliebe für bestimmte charakteristische Typen (alte Juden) wie Rembrandt. Auch im Interieur zeigt sich Verwandtschaft: arme Leute in dämmerigen Stuben sitzend. Das Licht spielt bei ihm ebenfalls die Hauptrolle; es spielt sanft über alle Dinge, macht die Konturen weich und läßt alle Farben in zitternden Nuancen ineinandergleiten. So z. B. bei der „Reisflückerin“, die von hinten beleuchtet wird, die geküßt vor dem geöffneten Fenster sitzt. Das ist das Außerordentliche an diesem Maler, wie er mit den bescheidensten Mitteln eine Fülle von Farbigeit gibt. Die anscheinend graue oder braune Fläche einer Wand z. B. ist aufs feinste belebt, und man meint plötzlich die Luft in diesen Innenräumen flimmern zu sehen. Diese Zurückhaltung in den Mitteln, diese Bescheidenheit in den Effekten hat Israels von Rembrandt, und Liebermann hat sie wieder von Israels. Alles Laute ist vermieden, das Leise, Differenzierte herrscht vor. — Auch in den Motiven merkt man einen Einfluß, der auf Liebermann fortwirkte; schon der Titel „Die Reisflückerin“ deutet diesen Einfluß an; einfache Leute bei der Arbeit auffuchen, das wurde in gewisser Weise ein Kunstprogramm. Vom Genrebild aus entwickelte sich Israels zu diesen raffiniert einfachen Stoffen. In dem „Lanbarbeiter“, der auf freiem Felde steht, dessen Gestalt sich groß abhebt von den großen Wollen, kommt diese neue Art, die in Liebermann fortwirkt, zu ganz besonders feiner, unaufdringlicher und doch großer Wirkung.

Eine Reihe anderer Künstler (wie Maube z. B.) haben sich von den modernen Franzosen beeinflussen lassen und die alte, holländische Landschaftsmalerei, die wiederum die Franzosen angeregt hatten, kommt dadurch auf Umwegen nach dem Ursprungsland zurück. Ein Erntearbeiter auf dem Felde erinnert in der anspruchslos-stillen, feierlichen Haltung an Millet. Dann wieder sehen wir ein Bild von Maube „Reiter am Strande“, das insofern interessant ist, als wir hier wahrscheinlich das Urbild zu den bekannten Reiterbildern am Strande von Liebermann vor uns haben. Der gelbe Strand, das grünliche Meer, die Reiter vor dem grauen Himmel, das ist alles mit viel Geschmack und in flächigen, flüssigen Pinselstrichen gemalt.

Sogar einen ganz modernen Stoff, der sonst immer ganz un-künstlerisch behandelt wird, bewältigen diese arbeitssamen und ehrlichen Künstler mit viel Delikatesse. Soldaten auf dem Felde. Artillerie, die abgelesen ist. Breites, braunes Feld, braunrot. Der Horizont tiefstehend, so daß unendlicher Himmel grau darüber steht. Ganz klein sind die Pferde, die regellos zusammenstehen, in langen Reihen, deren braune Farben sich wenig hervorheben. Das Einzige, was deutlicher sichtbar ist, sind die blauen Mäntelrollen hinter den helleren Sätteln, und diese immer wiederkehrenden blauen Farbflecke beleben das Bild in interessanter Weise.

Die Bekanntschaft mit den modernen Malern Hollands ist wertvoll. Man wird dafür dankbar sein müssen. Indem diese Künstler zeigen, wie man sich nicht vor den deutschen Motiven zu scheuen braucht und doch das Künstlerische in durchaus einwandfreier, feiner Weise vorwalten lassen kann, geben sie eine richtige, allgemeine Lehre, die gerade für uns Deutsche von Wert ist, da bei uns die einen zu stofflich, die anderen zu raffiniert malen. Die Holländer zeigen eine Vereinigung, die in gewisser Hinsicht vorbildlich sein kann und zugleich pflegen sie die alte gute Tradition der holländischen Malerei achtunggebend fort.

Hygienisches.

Die geschichtliche Entwicklung des Luftbades. Das Luftbad gilt heute als ein vielfach erprobtes, auch von dem strengen Wissenschaftler durchaus anerkanntes Heilverfahren. Seine Anwendung ist aber keine Errungenschaft der Neuzeit, das Luftbad hat vielmehr eine lange Geschichte. Von jeher ist das Luftbad mit Vorliebe zu Abhärtungszwecken verwendet worden im Gegensatz zum Sonnenbad, das bei der Behandlung und Heilung von Krankheit in Betracht kam. Wie Dr. Marcuse in der Zeitschrift für physikalische und diätetische Therapie ausführte, tauchte das Luftbad nur zu ganz bestimmten Epochen auf, und zwar entweder als Reaktion gegen zeitgenössische Gebrechen, wie z. B. gegen Verweichlichung oder gegen einen Kaltwasserfanatismus. Daß in Hellas und in Rom nicht von Luftbädern die Rede war, kann uns nicht Wunder nehmen, da ja die Kleidung der Griechen und Römer so beschaffen war, daß sie den Körper nicht völlig von der Luft abschloß, und das öffentliche Leben Leibesübungen der Bürger erheischte. Erst im Mittelalter, als die gesellschaftlichen Verhältnisse völlig anders beschaffen waren, wurden vereinzelte Stimmen laut, die auf die wohlthätige Wirkung des Luftbades aufmerksam machten. 1580 war es der geistreiche französische Philosoph Montaigne und 1614 der italienische Arzt Sanctorius, die das Luftbad empfahlen. Aber ihre Stimme verhallte ungehört. Erst im 18. Jahrhundert wandte man der Propaganda für das Luftbad größere Aufmerksamkeit zu. Benjamin Franklin hatte an sich selbst die günstige Wirkung des Luftbades erprobt. Jeden Morgen wandte er es eine halbe oder eine ganze Stunde lang im Zimmer an. Im Jahre 1787 brachte Vichtenbergs „Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte“ eine Abhandlung: „Ueber die unmittelbare Wirkung der Luft auf die Oberfläche des menschlichen Körpers“. Er meinte, daß das Luftbad dem menschlichen Körper möglicherweise mehr angemessen sei als das Wasserbad. Ebenso behauptete der Lüburger Professor Plonquet im Jahre 1798, daß kalte Bäder in der Baderwanne für den gefunden Menschen kaum auszubalten seien, geschweige denn für kranke oder geschwächte Personen, und empfahl daher das Schwimmbad und das Luftbad. Ungefähr um dieselbe Zeit äußerte sich der Schaumburg-Lippische Hofrat und Leibarzt Faust gegen die Einengung des Körpers durch Kleidungsstücke. Er schlug vor, daß Knaben und Mädchen in der gleichen Weise ein weites Hemd mit weiten Ärmeln und darüber im Sommer ein weites Leinwand, im Winter ein weites wollenes Kleid ohne Ärmel mit offener Brust tragen sollten. Die großen Hygieniker und Aerzte Johann Peter Frank, Racl Ray, Tissot und andere, die am Ende des 18. Jahrhunderts lebten, waren sämtlich für das Luftbad eingenommen. Im Jahre 1816 veröffentlichte dann der Jeneser Chemieprofessor Doebereiner eine Arbeit, die zum ersten Male die Grundgedanken der modernen Lichtbehandlung entwickelte. In der Zeit von Briesnitz und seinen unmittelbaren Nachfolgern geriet die Luftbehandlung wieder in Vergessenheit. Erst im 19. Jahrhundert kam sie als Reaktion gegen den Kaltwasserfanatismus, den Kneipp ins Leben gerufen hatte, wieder in Aufnahme. Am Anfang der siebziger Jahre war es Niklis in Welbes, der als erster Luftbäder und Luftkuren in ausgedehntester Weise zu Heilzwecken in Anwendung brachte. Niklis' Nachfolger auf diesem Gebiete war Rahmann, der die ersten exakten Untersuchungen über den Einfluß der atmosphärischen Luft und des zerstreuten Tageslichts auf die Hautatmung und den Stoffwechsel durchgeführt hat.

Aus dem Tierreiche.

Riesentintenfische. Zu unseren Mitteilungen über Riesentintenfische in Nr. 63 des Unterhaltungsblattes schreibt uns ein Leser: „Ich erlaube mir, Ihnen mitzuteilen, daß unsere Leser nicht erst nach London zu reisen brauchen, um Modelle von solchen Riesengemälden zu sehen. In unserem Museum für Naturkunde, Invalidenstr. 43, befindet sich in der Abteilung für Weichtiere das Modell eines Tintenfisches, welches den Londoner Exemplaren an Größe kaum viel nachgibt, sowie der in einem großen Spiritusbehälter aufbewahrte Körper eines wirklichen, der zwar kleiner ist, aber doch immerhin durch seine Dimensionen imponiert. Die Existenz solcher riesigen Tintenfische wurde lange Zeit von der Wissenschaft bezweifelt, bis es am 22. September 1877 gelang, eines solchen an der Küste von Newfoundland bei Catilina unweit St. Johns habhaft zu werden. Durch einen Sturm wurde er an den Strand getrieben, klemmte sich mit dem Schwanz zwischen Felsen fest und starb bald nach Eintritt der Ebbe. Sein Umfang betrug 2,30 Meter, die Länge des Rumpfes drei Meter, die der längsten Arme 9,33 Meter. Seine Farbe war anfangs dunkelrot, nach dem Tode weißlich. Der Körper wurde nach New York befördert und im dortigen Aquarium in Spiritus aufbewahrt. Seitdem sind noch öfters solche Funde gemacht worden. Die Frage, ob man es hier mit einer besonderen Art oder mit besonders alt gewordenen Exemplaren zu tun hat, wird überwiegend in letzterem Sinne entschieden. Da ihnen außer den Walen noch zahllose andere Feinde nachstellen, erreichen sie selten ein hohes Alter und somit eine derartige Größe. Daß sie in vielen, wo nicht den meisten Fällen Anlaß zu den Sagen von Kraken und Seejochlangen gegeben haben, dürfte unzweifelhaft sein. Ihre ganze unheimliche Gestalt, die mächtigen, schlangenähnlichen Arme, der lange Wasserstreifen, den sie nach sich ziehen, und die große Schnelligkeit ihrer Bewegung, welche eine genaue Beobachtung in den seltensten Fällen zuläßt,

machen dies erklärlich. Ein Riesentintenfisch war aller Wahrscheinlichkeit nach auch das „erschreckliche Ungeheuer“, welches Hans Egede 1740 an der Südküste Grönlands vom Schiff aus sah, und dessen von einem seiner Reisebegleiter verfaßte Zeichnung uns erhalten ist. —

Notizen.

— Im Schiller-Theater N. ist die Premiere des vieraktigen Berliner Stückes von Heinrich Lee „Am grünen Weg“ am Sonnabend, den 20. April, festgesetzt.

— Im Kleinen Theater muß wegen Erkrankung der Frau Fehdmer die für Sonnabend angekündigte Erstaufführung von Max Wels Komödie „Die Pächterin von Ritchfield“ auf Anfang nächster Woche verschoben werden.

— Im Zentalltheater wird vom 27. April an zwei Monate lang Direktor Druder von Hamburg mit seiner plattdeutschen Gesellschaft gastieren.

— Couried, dem Amerika die Entführung Parsivals aus Bayreuth nach New York verdankt, hat die Direktion des Deutschen Theaters in New York niedergelegt. Seine Selbsterlöser hatten ihm belamntlich die Aufführung von Straußens Salome verboten.

— Max Haushofer, Münchener Dichter und Nationalökonom, ist, 67 Jahre alt, in Gries bei Bozen (Tirol) gestorben. In München pflegte die Nationalökonomie von ihm zu sagen, er solle ein bedeutender Dichter sein, indes sei es mit seiner Wissenschaft nicht weit her. Und die Dichter sprachen umgekehrt. Die Lehrbücher und die sonstigen staatswissenschaftlichen Schriften (darunter auch eine über den modernen Sozialismus) werden Haushofer nicht überleben. Auch seine Dichtungen sind nicht weit gedrungen. Aber er hatte für Land und Leute offenen Blick und seine Schilderungen aus den bayerischen Alpen verraten Freude an der heimischen Natur. Haushofer war geborener Münchener. Er war einer der letzten Ausläufer des epigonenhaften Dichterkreises, der sich unter Maximilian II. in München bildete.

— Die Briefe Charlotte v. Steins an Goethe sind aus dem Besitze der Steinischen Familie durch Kauf in das Weimarer Goethe-Nationalmuseum gelommen.

— Ein Beethoven-Denkmal wird in Paris errichtet werden. Der Gemeinderat hat bereits eine Wiese im schönsten Teil des Boulogner Wäldchens dem Denkmalkomitee zugesagt. Die Errichtung des Denkmals ist besonders auch darum von Bedeutung, weil sie das Absterben des kindischen und rohen Chauvinismus bezeugt, der noch vor wenigen Jahren die öffentliche Ehrung eines deutschen Künstlers ausgeschlossen hätte.

— Der Sprachenstreit in Norwegen. Der Kampf zwischen den Anhängern des „Landsmaal“, der aus Volksmundarten geschaffenen rein norwegischen Sprache, und denen, die das „Rigsmmaal“, die dänisch-norwegische Reichssprache, bewahrt wissen wollen, flammte in letzter Zeit wieder hell auf. Die Ursache ist ein Befehlentwurf der Regierung, der das Landsmaal in den Schulunterricht und für das Studentenezamen einführen will. Die Anhänger der alten Reichssprache haben eine Rigsmmaal-Vereinigung gebildet und zum Vorsitzenden Björnstjerne Björnson gewählt. Der alte Dichter und Volksmann sprach am Sonntagmorgen in Kristiania vor einer von ungefähr 2000 Menschen besuchten Versammlung für die Reichssprache. Er nannte die Landsmaalbewegung eine romantische Bewegung, die ihre Ursache in einer krankhaften Bauernvergötterung habe. Er habe gehört, sagte er weiter, man wolle das Deutsche zum Vorteil des Landsmaal aus dem Schulunterricht beseitigen. Das komme ihm als der Gipfel der Unerantwortlichkeit vor. „Deutschland ist ja unser Lehrmeister auf allen möglichen Gebieten, in Handel und Industrie, in Wissenschaft und Kunst, und es ist im Kampf um Dasein, eine Lebensbedingung für uns, deutsch zu können und in Verbindung zu stehen mit der deutschen Kultur.“ — Björnson verlangte, daß eine Volksabstimmung entscheiden solle. Vorher aber sollten im ganzen Lande Versammlungen abgehalten werden, um das Volk aufzuklären über die Frage. Dann werde, meinte er, der Ausfall nicht zweifelhaft sein.

Obwohl ein Mann wie Björnson und neben ihm eine Reihe anderer angesehenen Leute ihren Einfluß gegen das Vordringen des Landsmaal geltend zu machen suchen, ist es sehr zweifelhaft, ob die Annahme jenes Gesetzes verhindert wird. Das Stortingkomitee für Kirchen- und Schulangelegenheiten schlägt in seinem Gutachten über den Befehlentwurf vor, daß das Landsmaal bereits vom Jahre 1909 ab als Unterrichtsgegenstand in den Gymnasien obligatorisch eingeführt werde.

— Ein 80 Mark-Empfangessen wurde zu Ehren des englischen Minen Beerbohm-Tree in Berlin veranstaltet. Verschiedene Leute, die man dabei gern gesehen hätte, darunter solche, die die Einladung mit hatten ergehen lassen, wurden vernimmt. Offenbar hatte man vergessen, für sie die kleinen Spesen zu bezahlen. Bornehme Leute bezahlen nicht gerne selbst.